

getaufte Kind noch vor der Flucht im Kriegsgebiet getauft worden sein. Es müßte also die Zeugin das Kind zum dortigen katholischen Pfarrer zur Taufe getragen haben. Der von ihm ausgestellte Taufschein wäre dann auf der Flucht verlorengegangen. Wenn die Großmutter noch am Leben ist, dann muß sie der Brautpfarrer vorladen und über die Taufe ihrer Enkelin eidlich einvernehmen (vgl. c. 1791 § 2). Die Aussage der katholischen Frau als einziger Zeugin über die erfolgte Taufe ihrer Enkelin würde einen hinreichenden Beweis erbringen, da durch diesen Nachweis niemand benachteiligt würde (vgl. c. 779). Solches wäre nämlich der Fall, wenn die Gültigkeit einer Ehe, die hinsichtlich ihrer Form geprüft werden muß, vom Empfang der Taufe in katholischer Form abhängt (c. 1099 § 1 n. 1) und sich aus dieser Tatsache das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des Ehebandes ergibt. In einem solchen Falle genügt ein Zeuge allein im allgemeinen nicht. Es müßte der Nachweis der Taufe entweder aus dem Taufbuch erbracht werden oder durch die übereinstimmende, eidlich bekräftigte Aussage zweier einwandfreier Zeugen (c. 1791 § 2). Es wäre auch denkbar, daß die katholische Großmutter ihre Enkelin in der Eile vor der Flucht selbst notgetauft hat. Sie wußte ja nicht, ob ihr die Flucht gelingen und ob sie samt dem Kinde mit dem Leben davongekommen werde. In diesem Falle hätte sie nach der Flucht die Nottaufe dem zuständigen Pfarramt melden müssen, damit die Handlungen und Gebete, die bei der Spendung der Nottaufe ausgelassen wurden, baldmöglichst in der Pfarrkirche nachgeholt würden (c. 759 § 3). Die darüber vom Pfarramt ausgestellte amtliche Bescheinigung würde bei der Eheschließung der Enkelin genügen. Wenn das Mädchen noch vor der Flucht vom zuständigen Pfarrer getauft wurde, dann wurde wahrscheinlich auch eine Patin beigezogen. Wenn die Braut jetzt den Namen dieser Patin dem Brautpfarrer bekanntgeben kann, so bildet das auch ein Indiz dafür, daß sie katholisch getauft wurde. Wenn die katholische Großmutter der Braut aber nicht mehr am Leben ist, dann könnte der Brautpfarrer von der Leitung der Bekenntnisschule einen Bericht über die Aufnahme der Braut als Schülerin und die dabei gemachte Begründung des Ansuchens durch die Großmutter verlangen.

Wenn aber trotz eingehender Untersuchung die Zweifel über den Taufempfang der Braut nicht beseitigt werden können, dann muß sie bedingungsweise wiedergetauft werden. Ebenso soll sie, wenn es ohne große Schwierigkeit geschehen kann, bedingungsweise nochmals gefirmt werden (vgl. c. 1021 § 2).

Graz

Univ.-Prof. Dr. Josef Trummer

Die Linzer Stadtmission

Pastorelle Ansätze — kritische Erwägungen — offene Fragen

Vor mehr als einem Jahr wurde in Linz, der aufstrebenden Industriestadt mit fast 200.000 Einwohnern, Mission gehalten; ihre Ergebnisse und Versuche sind schon geschildert worden¹⁾. Sie wollte Gebietsmission (Milieumission) sein, wie sie von der Österreichischen Missionskonferenz vertreten wird und bei V. Schurr systematisch

¹⁾ Dr. M. Lengauer: Die Linzer Stadtmission 1961, in: Theol.-prakt. Quartalschrift, 109. Jg., 1961, Heft 4, Seite 315—321; Linzer Stadtmission, in: Orbis Catholicus, 16. Jg., Dez. 1961, Heft 3, Seite 99—102. — Auch Dr. Walter Suk: Was dürfen wir uns von einer Volksmission erwarten?, in: Der Seelsorger, 32. Jg., April 1962, Heft 4, Seite 179—184. — Neben den Erfahrungen der Linzer Stadtmission wurden auch, soweit bekannt, die Ergebnisse anderer Volksmissionen in Städten und Industriegebieten verwertet.

dargelegt ist²⁾. Diesem Rückblick aus der Distanz von eineinhalb Jahren ginge es darum, kritisch zu prüfen, wo ausbauwürdige pastorelle Ansätze sich gezeigt haben und offene Fragen sind, wo weiche Stellen in Planung und Durchführung der Gebietsmission vorhanden zu sein scheinen. Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß die Volksmission dadurch gefährdet ist, daß zwar manche um diese weichen Stellen wissen — besonders die, die mit der Durchführung betraut sind —, daß aber vieles unausgesprochen bleibt, zu nicht geringem Schaden der Volksmission selbst³⁾. Ja, es hat den Anschein, als ob am laufenden Band nach gleichem Rezept Volksmissionen gehalten werden, ohne sich die Zeit (und den Mut!) zu nehmen, kritisch zu prüfen, die oft scharfe Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit aufzuzeigen und — zumindest! — Modellfälle zu schaffen, an denen man Erfahrungen sammeln kann, um sie dann in größeren Räumen zu erproben.

So ergibt sich vorerst die wichtigste Frage: War die Linzer Stadtmission, sind die vielen Volksmissionen „auf dem Lande“ Gebietsmissionen im richtigen und vollen Sinn des Wortes? Oder wird „Gebiet“ im verkürzten Sinn verstanden, im nur-territorialen Sinn? Daß eben statt in einer Pfarre in mehreren, soziologisch zusammenhängenden Pfarren Mission gehalten (gepredigt!) wird. Der volle Sinn des Wortes „Gebiet“ in seiner Verbindung mit „Mission“ ist doch der, daß diese Mission in alle Lebensgebiete des modernen Menschen eindringen möchte.

Das wäre ja gerade das Neue und Entscheidende, daß nicht nur auf der Kanzel in der Kirche, sondern in den Lebensgebieten und Lebenszentren, im Milieu, in der Umwelt der Menschen, in ihren Lebenskreisen eine einheitliche große Aktion durchgeführt wird, um dieses Milieu christlich aufzulockern, eine Atmosphäre zu schaffen, die für den Christen und für den Menschen günstig ist, ihm bei seiner Entfaltung hilft und ihn nicht dabei hindert oder diese ganz unmöglich macht. Denn „das große Unheil sitzt im Milieu, weil der Mensch entscheidend von ihm abhängt. Darum muß das Milieu direktes Ziel der Seelsorge sein“⁴⁾. Im katholischen Raum ist man sich dieser Tatsache noch wenig bewußt. So konnte es geschehen, daß eine sogenannte Gebietsmission, die Pfarren zusammenschloß, die zum Einzugsgebiet eines Großbetriebes gehörten, im Verlauf der Vorbereitung der Mission überhaupt darauf vergessen hat, warum am Anfang der Missionsraum so gewählt wurde und nicht anders. Eine gezielte Einflußnahme auf das die Seelsorge dieses Gebietes wesentlich mitbestimmende betriebliche Geschehen unterblieb daher auch. In Linz wurde ein kleiner Ansatz zu dieser Milieumission in der sogenannten „Berufsständischen Vormission“⁵⁾ versucht. (Wobei die Gefahr eines Abschiebens in einen Vorraum der Mission, der eigentlich doch nicht ganz zur Haupt- und Predigtmission gehört, in diesem „Vor“ miteingeschlossen sein könnte!)

²⁾ Viktor Schurr: Seelsorge in einer neuen Welt, Zweiter Abschnitt: Die Gebietsmission, Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1957, Seite 312–365. — Auch V. Schurr: Die kommende Seelsorge und Volksmission, in: Theologie der Gegenwart, 3. Jg., Heft 2, Frühjahr 1960, Seite 105–114.

³⁾ Mögen daher die Erwägungen in diesem Sinne verstanden werden. Ein großer Gewinn wäre es schon, wenn das Thema „Volksmission — heute“ als pastorelle Frage nicht mehr allein hinter den geschlossenen Türen der Missionskonferenzen, sondern im Gespräch mit Laien und Priestern aus den „stadt- und volksmissionierten“ Gebieten erörtert würde.

⁴⁾ Viktor Schurr: Konstruktive Seelsorge, Seelsorgeverlag, Freiburg/Br. 1962, Seite 72.

⁵⁾ In dieser Vormission wandte man sich an bestimmte, vor allem einflußreiche Berufsgruppen (Medizin und Naturwissenschaft; Recht, Verwaltung und Politik; Schule und Erziehung; Wirtschaft und Technik; Kunst), aber auch an die Pendlers, Krankenschwestern, Hausgehilfinnen, das Gaststättenpersonal; an die Schüler; an einige Industriebetriebe...

Große Fragen ergeben sich da: Kann eine vierzehntägige Stadtmission in diese Bereiche eindringen? Wie können Missionare, die im besten Fall den religionssoziologischen Bericht über ihre Pfarre und ihren Gesamt-Missionsraum gelesen haben (oft nur flüchtig!), diese (Milieu-) Mission halten? Müßten nicht schon lange Monate, ja Jahre vorher in den Städten zusätzliche Spezialmissionare eingesetzt werden, die als Helfer der Pfarren mit dem Aufbau von Laienaktivs in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens beginnen, die in mühevoller Kleinarbeit durch Hausbesuche und permanente Kontaktseelsorge die Vorbereitung schaffen, damit dann in der Hauptmissionszeit ein breiterer Einbruch gelingen kann? Für Linz erhebt sich die Frage: Was ist von diesen Bemühungen um die einzelnen Berufsgruppen geblieben? Gesinnungsänderung? Ansätze einer Zustandsänderung, d. h. organisierte missionarische Impulse in der Berufsgruppe selber? Wohl kaum! Ebenso war man bemüht, in das betriebliche Milieu vorzustoßen, die Kirche wieder am Arbeitsplatz und in der Arbeitsgruppe präsent zu machen. Gottesdienste und Predigten in betriebsinternen Räumen (Kantine, Hotelsaal) wurden abgehalten. Diese, wenn auch ungenügenden Veranstaltungen waren doch für die „Katholischen Werksgemeinschaften“, die aus der Mission einen großen Impuls gezogen haben, von Bedeutung. Durch ihre zähe Nacharbeit konnte der geringe pastorelle Bodengewinn der Mission bisher stark erweitert und es konnten auch in manch anderen Betrieben katholische Werksaktivs gegründet werden.

Spürbarer Mangel herrscht an pastoralsoziologisch gebildeten, milieukundigen Missionaren, die Spezialisten, Fachleute, „Fachärzte“ sind. (Etwa auf dem Gebiet der Betriebssoziologie, der sozialen Pädagogik usw....)

Nicht, daß etwa die Schwierigkeiten bei den den meisten Priestern sehr fremden Bereichen des Technischen, Kaufmännischen und Betrieblichen begonnen hätten, nein, sie begannen schon in der Schule, für die nicht die notwendige Zahl an Kindermissionaren vorhanden war. Es wird wohl auch nicht möglich sein, daß man in der Großstadt so predigt wie in einer Landgemeinde. Auch die Rhetorik muß sich orientieren am Großstadtmilieu, in dem man vergeblich eine Begeisterung für die Mission sucht, wo die Missionare kein Mythos mehr umgibt. Eindruck und Erfolg entstehen durch überdurchschnittliche Leistung, und die wird wohl allein erworben durch dauernde Erfahrung und dauerndes Arbeiten in diesem Bereich.

Die Vorbereitung der Stadtmission. Gebietsmission braucht zur Vorbereitung und Durchführung religiöse Bestandsaufnahme, die aufzeigt, auf welche Weise die religiöse Praxis von der Umwelt beeinflusst wird, und umgekehrt, welche gestaltende Kraft die Religion in Familie, Betrieb, im wirtschaftlich-sozialen Raum, im kulturellen und im Freizeitraum hat⁶⁾. Diese Berichte wurden im Falle der Linzer Stadtmission — und auch bei anderen Gebietsmissionen in der Diözese Linz und anderswo — in mühevoller Arbeit und mit nicht geringen Kosten erstellt, um die Pfarrseelsorge, das Apostolat der Laien und vor allem die Missionare selbst für eine zielgerichtete Arbeit zu informieren. Es muß die Frage gestellt werden, ob diese Berichte studiert, ausgewertet, die vielen Ansatzpunkte erkannt, die darin aufgezeigte Wirklichkeit für die Mission und für die pastorelle Praxis und Planung fruchtbar gemacht wurden? Diese religionssoziologischen Berichte durchleuchten ja unser religiöses Leben, weisen auf pastorelle Krankheitsherde hin, die Haupteinflußmächte werden sichtbar. Aus dieser religionssoziologischen Flugaufnahme des Missionsgebietes

⁶⁾ Vgl. Bernhard Häring: Macht und Ohnmacht der Religion, Dritter Hauptteil, Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1956, 2. Auflage.

wären die Ziele herauszulesen für eine gerichtete Mission selbst und für die Seelsorge in der Nachmissionszeit. Ob nicht diese Berichte in manchen Pfarren in einem Winkel der Kanzlei verstauben?

Die Unterscheidung zwischen Kernpfarre und Fernstehenden macht auf die religiöse Mischsituation des Kirchenvolkes aufmerksam. Es gibt keine Wunderwaffe des Apostolates, die alle auf einmal erreichen kann. Vor allem ist es kaum möglich, mit kirchlichen Mitteln unkirchlich Denkende zu erreichen, also mit Beichte, Kommunion, Predigt, Ablass, Prozessionen die im Glauben Erkalten, die Uninteressierten, die atheistischen „Christen“, die Ungläubigen anzusprechen. Ein Instrumentarium moderner missionarisch-indirekter Mittel müßte entwickelt und versucht werden; diese Mittel des „informellen Apostolates“ sind Produktionsumwege, sie erzeugen eine Schönwetterlage für die Kirche, machen sie interessant und anziehend, und, da bei vielen Menschen die religiösen Impulse nicht mehr direkt erweckt werden können, werden sie eine allmähliche Erneuerung der natürlichen Lebensgrundlagen, einen Aufbau der menschlichen Werte erreichen und so den Boden für die Gnade bereiten.

Dieses menschlich-gute Klima strebte in Linz die Aktion „Seid gut zueinander“, die einige Wochen vor der Hauptmission gelaufen ist, an. In den Sonntagspredigten, in den Heimstunden der Männer und Frauen, der Katholischen Jugend, durch eine Großveranstaltung im Linzer Dom mit der Predigt des Pater Leppich sollte diese gute Atmosphäre für die Stadtmission erreicht werden. Dabei wurde aber kaum der „Schwellenwert“ erzielt, um in das Bewußtsein des Menschen einzudringen. In diesem Zusammenhang ist die Linzer Stadtmissionszeitung zu nennen, die sich in Aufmachung und Form gekonnt zeigte, nicht religiöse Primitivschichten als Zielobjekt anvisierte (wie manche Predigt es tat), sondern den modernen Menschen der Großstadt. War es auch das Plakat, das jedem sagte: Es ist Mission! Vielleicht wurden Erinnerungen an die religiöse Kindheit geweckt, wurde das religiöse Unterbewußtsein angerührt. Diese missionarische Vorfelddarbeit müßte bereits lange vor der Mission beginnen. Diese Vorfelddarbeit wird auch wissen, daß die Fernstehenden nicht zu praktizierenden Katholiken gemacht, nicht in einer formellen Gruppe organisiert werden können. Mit ihnen werden nach der Mission immer wieder Einzelkontakte gesucht werden müssen, Verbindung durch (auch informelle!) Veranstaltungen, wo sie sich nicht geniert fühlen, wo sie nicht auffallen, aber doch wieder in Berührung kommen mit der katholischen Kirche, mit ihrer Sicht des Lebens und ihren Lösungsvorschlägen. In besonderem Maß sind es die Häuser der „Offenen Tür“ als Freizeitzentren und Freizeitzentren, die solche Kontaktmöglichkeiten geben⁷⁾. Sie hätten die Funktion von religiösen Rasthäusern entlang der großen Autobahnen unserer industriellen Gesellschaft, in denen man einkehrt, wenn es einem gefällt, und die man wieder verläßt, wenn es einem gefällt. In ihnen ist Gelegenheit zu permanenter Kontaktseelsorge mit Fernstehenden und Suchenden. Auf diese Art der Seelsorge müßten aber wohl in besonderer Weise die Priester und Laien einer Großstadt ausgebildet werden, müßten die Theologen in den Pastoralvorlesungen („Fernstehendenpastoral“) vorbereitet werden.

Für die genannte Schwierigkeit und Schichtung unter den Katholiken in lebendige Katholiken und Fernstehende hat sich ein gewisses Routinewort eingebürgert. Man

⁷⁾ Auf die Notwendigkeit und Wichtigkeit solcher Freizeitzentren weist hin H. Loduchowski: Die moderne Jugend und die Freizeit, in: Jugend und Kirche in neuer Begegnung (Referate der Weihnachts-Seelsorgetagung 1962), Seite 81.

sagt: Es müssen die aktiven Katholiken apostolisch gemacht werden, diese erreichen dann wiederum die Fernstehenden. Trifft dies aber zu? Kaum wird das erreicht werden können bei den „Vielen“; auch darf man sich nicht der Hoffnung hingeben, daß dieser Apostolatsprozeß automatisch erfolgen wird. Zielführend wird die mühevollle Kleinarbeit des Aufbaues von Zellen und Gruppen unter der breiten und differenzierten Schicht der Fernstehenden sein; unterstützen können andere Veranstaltungen und Aktionen. Der Erweckung und Ausbildung solcher Laienmissionare wurde bei der Linzer Mission große Aufmerksamkeit geschenkt, im Wissen darum, daß gute Bekehrungsbewegungen nur in Zusammenarbeit mit dem Laienapostolat getan werden können, denn die „kommende Geschichte der Kirche in ihrer Wirkung auf die Welt wird von den Laien gestaltet werden oder sie wird überhaupt nicht gestaltet⁸⁾“. Diese entscheidende Voraussetzung sei noch einmal unterstrichen durch ein Wort von Viktor Schurr: „Die zukünftige Kraft der Weltdurchdringung ist nicht mehr das *sacrum imperium*, sondern der Laie!⁹⁾“ Diesen Männern und Frauen, Burschen und Mädchen der Kernpfarre wurde das große Ziel des Wohnviertelapostolates vor Augen gestellt, mit dessen Hilfe auch in der unübersichtlichen Großpfarre, dort, wo der Pfarrer die Seinen nicht mehr kennen kann, das pastorelle Grundgesetz unseres Herrn: „Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich“ (Joh. 10, 14), verwirklicht werden könnte¹⁰⁾. 18 Monate nach der Mission ist nun zu überprüfen, ob dieses Ziel in etwa erreicht worden ist, ob die aufgebauten Kader sich nicht wieder verloren haben, nicht eingerostet sind. Vielleicht besteht auch die Gefahr, daß diese in der Zeit der Mission lebendigen Gruppen nun eingesetzt wurden zu unattraktiven (Hilfs-) Arbeiten der Pfarre, zu einem Dienst (?), den gerade die lebendigen und fähigen Männer, Frauen und Jugendlichen mit der Zeit aufkünden.

Nicht nur religiöse, auch soziale und altersständische Mischsituation. Das soziale Leben differenziert sich immer mehr, das ist eine Tatsache, mag dies die Seelsorge bedauern oder nicht. Diese Aufgliederung ist zur Kenntnis zu nehmen, man hat ihr gerecht zu werden. Manche — Priester und Laien — wiegen sich noch in der Utopie des einen Pfarrvolkes. In einer Großstadtpfarre (aber nicht nur in der Stadt, sondern in fast allen Pfarren) gibt es mehrere Schichten und Gruppen, die Einheit des Pfarrvolkes ist auf zweiter Ebene zu suchen und in partnerschaftlicher Zusammenarbeit. Eine Pfarrfamilie im patriarchalischen Sinn gibt es ebenfalls nicht mehr.

Bei der Überprüfung und Beurteilung der Linzer Stadtmission ergibt sich nun fast zwingend der Schluß, in Zukunft dieser Aufgliederung durch eine kategorielle, schichtenspezifische Mission gerecht zu werden; eine Mission also, die eine bestimmte soziale oder altersständische Gruppe anspricht, etwa den Mittelstand, die Arbeiter, die Unternehmer usw.; besonders gefährdete Berufsgruppen wie das Gaststättenpersonal, die Jugend... Auch hier werden wieder Missionare gebraucht, die Erfahrungen innerhalb dieser Gruppe, dieser Schicht gesammelt haben, die daher die gleiche Sprache sprechen, die Nöte kennen, um die Blockierungen vom beruflichen Leben her wissen und denen die milieutypischen Gefährdungen bekannt sind.

Als ein Versuch einer solchen kategoriellen Mission sind die religiösen Schulwochen anzusprechen, die in zwei Linzer Mittelschulen mit ausgezeichnetem Erfolg von

⁸⁾ J. Meurers, in: *Civitas*, 1956, S. 187.

⁹⁾ In: *Konstruktive Seelsorge*, S. 79.

¹⁰⁾ Diesen Grundsatz als Maßstab übernimmt das Tridentinum, wenn es formuliert: *qui (parochus) eas (oves) cognoscere valeat*. Vgl. Heinrich Swoboda: *Großstadtseelsorge*, 1909, S. 318.

Patres S. J. gehalten worden sind, die schon jahrelang (!) diese Tätigkeit ausüben. Hier waren das Lebensgebiet, die Schule, und die Mission in- und miteinander verbunden; die Mission wurde in der Schule abgehalten. Diskussions- und Aussprachemittage gaben christliche Lösungsvorschläge auf Lebensfragen der Mittelschüler. Eine zweite Initiative, das Apostolat unter den Pendlern, war ebenfalls fruchtbar und wurde durch die Anstellung eines hauptamtlichen Pendlersekretärs gesichert.

Die Stadtmission Linz (wie auch die in München und in anderen Städten) stellte fest, daß die Jugend unterproportional vertreten war. Wenn ein herausforderndes Wort gesagt werden darf: die Jugend hatte recht, denn diese Mission — im großen und ganzen genommen — war nicht für sie. War kaum für die kleine Zahl der organisierten katholischen Jugend, war überhaupt nicht für die fernstehenden Jugendlichen. Auch hier sind andere Mittel, andere Methoden nötig: Erst Priester und Laien, die die schwierige Lage der Jugend kennen und studiert haben, werden Wege zum Ohr und zum Herzen der Jugend finden.

Diese schichtenspezifische Mission, die also bestimmte soziale, natur- und altersständische Gruppen anvisiert (die Mittelschuljugend, die Arbeiterjugend, die Pendlergruppen, die Rentner, die Techniker, die Kaufleute), könnte man als eine vertikale Mission bezeichnen, wobei nicht in jeder Pfarre, sondern überpfarrlich diese Veranstaltungen abzuhalten wären, zum Beispiel nur eine auf die Jugend der Stadt ausgerichtete „Jugendmission“; besser noch unter einem anderen, zügigeren Namen. So wäre ein Weg möglich von der „All-round-Mission“, von der religiösen Woche „im Riesenformat“ zur speziellen Mission. Die bereits unscharfe, lichtschwache Missionsoptik wird ausgewechselt zugunsten einer schärferen, die zwar kleinere Bilder gibt, aber dafür besser durchzeichnet und besseres Licht hat. Diese vertikalen Teilmissionen, die den pluralistischen Charakter unserer Gesellschaft ernstnehmen, könnten dann einmünden und ihren Abschluß und ihre Überhöhung finden in kirchlichen und außerkirchlichen Veranstaltungen, von denen einige als Großveranstaltungen auf den Massencharakter unserer Gesellschaft Bezug nehmen. Eine zweite Stoßrichtung würde den Raster der Stadtmission ergänzen; diese ist nicht auf Personengruppen, sondern auf Sachgebiete gerichtet, zum Beispiel auf die Presse einer Stadt, auf das Film- und Rundfunkwesen, auf die Freizeitgestaltung, den politischen und gewerkschaftlichen Bereich usw. Wieder ist eine konkrete Zielsetzung wesentlich, wieder werden Laienaktivs aufgebaut, Aufgaben delegiert, Verantwortungen übertragen werden müssen.

Gebietsmission ist Gemeinschaftswerk zwischen Priester und Laien, zwischen Missionar und Pfarrklerus. Es war eine schmerzliche Erfahrung, daß diese notwendige pastorelle Kooperation den Priestern nicht leichtfällt. War die Vorbereitung der Mission ein festes äußeres Band, das noch einigermaßen zusammenschloß, so zerfiel dieser Zusammenhalt mit dem Ende der Mission. Die Stadt, die sich massiv als soziologische und kommunale Einheit repräsentiert, zerfiel wieder in pfarrliche Eigenbetriebe, die Großstadtseelsorge löste sich wieder in Seelsorgsdörfer auf. Unsere Stadtseelsorge scheint noch viel zuwenig erkannt zu haben, daß jede Stadtpfarre nur ein Glied ist, daß keine Pfarre für sich allein überleben kann, sich nicht isolieren kann, sondern an dem der Stadt gemeinsamen religiösen Status „kommuniziert“. Ein klares pastorelles Zentrum¹¹⁾ scheint nicht nur als Frucht einer Stadtmission wünschenswert,

¹¹⁾ Die Bedeutung des Dekanates als Seelsorgeraum, als Treffpunkt der Seelsorger und Laien, sein Führungsamt zwischen Diözese und Pfarre stellt das 6. Heft (13. Jahr, 1962) von „Lebendige Seelsorge“ heraus.

sondern ist ihre Voraussetzung. Mit dem Mangel an Bereitschaft zur Solidarität nach außen scheint der Mangel verbunden, innerhalb der Pfarre eine echte Mitarbeiter-Gemeinschaft aufzubauen. Es ist schwierig, zwischen Pfarrer und Kaplan, zwischen Priester und Laien dieses Teamwork, diese vertrauensvolle Verbindung zu schaffen. Aber Verantwortung innerhalb der Pfarre muß verteilt werden. Scheint doch so der Grundsatz der Solidarität und der geteilten Verantwortung (Subsidiarität) in die Pastoral übersetzt. Diese Zusammenarbeit im Apostolat würde die Nacharbeit wesentlich erleichtern, die von V. Schurr¹²⁾ als das Königsproblem hingestellt wird; er fordert, daß in jeder Diözese eine missionarische Mannschaft aufgestellt werde, die für die Verwirklichung der Ziele der Gebietsmission zu sorgen hat. Die Gebietsmission, die nur eine Phase der missionarischen Seelsorge sein will, würde hineingenommen werden in die „ordentliche“ Pfarrseelsorge, die davon einen großen Elan, einen neuen Stil erhielte. Die Mission bliebe vor der Gefahr der „Nur-Predigt“, der „Nur-Kirchenmission“ gerettet, auch dadurch, daß sie sich Ziele, innerkirchliche und solche außerhalb des Kirchenraumes, mitten in den zentralen Lebensgebieten der Menschen von heute, setzt. Zur Erreichung und Absicherung dieser Ziele müßten Institutionen gegründet werden. Mit Recht wird darauf hingewiesen¹³⁾, daß auch früher gegen unheilige Entwicklungen in der Gesellschaft Dauereinrichtungen geschaffen wurden: Priesterseminare, Pastorkonferenzen, Marianische Kongregationen, religiöse Standesvereine, karitative Großwerke usw. Diese Institutionen, zusammen mit den zu gründenden Laienaktiven, würden in die Milieus entscheidend — zumindest demonstrativ — eingreifen. Auch psychologisch gesehen brauchen wir ein großes Werk, das aus den großen Anstrengungen der Stadtmission hervorstübe. Die Menschen, auch die Priester, wollen nachher wissen: Das ist die Frucht der Mission neben den vielen Wirkungen der Gnade, die im Verborgenen ihr Werk tun. In unserem Fall war es die Aufnahme des Pendlerapostolates, der verstärkten Arbeit im Betrieb, die Einrichtung der „Katholischen Werksgemeinschaften“. Aber es muß hinzugefügt werden, daß diese Ziele nicht aus dem Missionsraum selbst herauswuchsen, sondern von außen herangetragen wurden. So entstünde eine große Einheit und Verbindung zwischen den Zielen der Gebietsmission und der missionarischen Seelsorge nachher. So würden die Stadtmissionen zu großen Bewegungen, die die vielen Impulse und Anregungen brennpunktartig zusammenfassen und der Seelsorge und dem Apostolat die große Schubkraft verleihen, um die pastorellen Schallmauern immer wieder durchbrechen zu können.

Wenn man die Stadtmission von Linz überschaut, in der sich das Institut der Volksmission (can. 1349) widerspiegelt, so darf von einer „Volksmission am Scheideweg“ gesprochen werden. Die eine Richtung: Mission in der Art von — wie schon gesagt — religiöser Woche in Breitwandformat, mit großem Aufgebot und Einsatz von Mitteln, aber trotzdem nicht ausgehend von der neuen Situation, den neuen Gegebenheiten, vom neuen Lebensrhythmus der Menschen. Ergebnis: alle zehn Jahre eine große religiöse Anstrengung, die aber mehr oder minder unverbunden mit der „anderen“ Seelsorge bleibt und kaum neue Inspirationen bringt. Die andere Möglichkeit: echte (Lebens-) Gebietsmission, vorstoßend in die Zentren des modernen Lebens. Das Laienapostolat, die Zusammenarbeit zwischen Priester und Laien werden ernst genommen. Die Seelsorge von der Hand in den Mund wird immer mehr abgelöst durch

¹²⁾ In: Konstruktive Seelsorge, Seite 48.

¹³⁾ Viktor Schurr: Seelsorge in einer neuen Welt, S. 323.

die Pastoral der Planung, die sich auf lange Zeiträume — von Mission zu Mission — erstreckt und deren Voraussetzung das Wissen ist, daß man nur in Gemeinschaft — heute Apostolat — betreiben kann. Die eine Mission ist (an sich) schon tot, es lebe die Mission!

Linz a. d. D.

Dr. Walter Suk

Mitteilungen

Wichtige Lehren der Prozeßakten der hl. Jeanne d'Arc

Im November 1961 erschien im Deutschen Taschenbuch-Verlag (dtv) ein inhaltsreiches Bändchen von 232 Seiten: „Der Prozeß Jeanne d'Arc. Akten und Protokolle. 1431. 1456“. Wer das Buch aufmerksam durchliest, wird finden, daß die wirkliche Geschichte der „Jungfrau von Orleans“ unvergleichlich dramatischer und tragischer ist als das bekannte Drama Schillers vom Jahre 1801. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hat der irisch-englische Skeptiker Bernard Shaw in seiner dramatischen Chronik „Die heilige Johanna“ denselben Stoff mit größerer historischer Treue behandelt, wenn auch mit der völlig verfehlten Interpretation, Johanna sei eine echte protestantische Heilige; aber auch er bleibt hinter der wirklichen Dramatik dieses Lebens weit zurück.

Im folgenden seien dem Leser einige Gedanken dargeboten, die die Lesung jener Dokumente im Schreiber dieser Zeilen ausgelöst hat.

I. Das Prophetentum in der Kirche

Seinen christusgläubigen Zeitgenossen in Ephesus schreibt der Völkerapostel Paulus: „Ihr seid aufgebaut auf dem Fundament der Apostel und Propheten“ (Eph 2, 20). Unter „Propheten“ sind hier aber nicht die alttestamentlichen Männer dieses Namens gemeint, ein Isaias, Jeremias usw., sondern neutestamentliche Charismatiker, die sich den amtlichen Verkündern der Frohbotschaft, den „Aposteln“, von Zeit zu Zeit nach Gottes Willen hinzugesellen. Daher schreibt Paulus einige Zeilen weiter: „In anderen Zeiten ward das Geheimnis Christi nicht so kundgemacht, wie es jetzt(!) durch den Geist seinen heiligen Aposteln und Propheten geoffenbart wurde“ (Eph 3, 5).

Thomas von Aquin schreibt in seiner Summa theologica (II-II, 174, 6 ad 3): „Zu jeder Zeit hat es Menschen mit prophetischer Begabung gegeben. Zwar sollten sie keine neue Glaubenslehre verkünden, sondern Weisungen für das menschliche Verhalten geben.“ Er beruft sich dafür auf Augustinus, der in seinem Gottesstaat (5. Buch, 26. Kap.; PL 41, 172) folgendes erzählt. Bevor sein Zeitgenosse, Kaiser Theodosius, gegen den Usurpator Maximus zu Felde zog, wandte er sich an den Einsiedler Johannes in der Thebais Ägyptens, der im Rufe stand, die Prophetengabe zu besitzen. Dieser gab ihm die Zusicherung, er werde im Kampfe Sieger bleiben. Also nicht nur zur Zeit Samuels (1 Sam 9, 6 ff.) gab es so etwas wie ein „übernatürliches Auskunftsbüro“!

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erweckte Gott in Frankreich einen weiblichen „Propheten“ ganz eigener Art. Jeanne d'Arc, la Pucelle (vom spät-